

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 24 Beilage zur Gleichheit 1911

Inhaltsverzeichnis: Johann Peter Hebel. V. Von Dr. Wilhelm Hausenstein. — Deutsche Kulturgeschichte im Lichte unserer Fremd- und Lehnwörter. Von E. Soerle. — Die Mutter als Erzieherin. — Feuilleton: Hasis verlegt das Paradies. — Der Kuli. Von Johannes B. Jensen.

Johann Peter Hebel.

V.

Es ist charakteristisch für den sogenannten Idylliker Hebel, daß fast alle seine Gedichte auf das Motiv der Arbeit gestimmt sind. Das Lied an den Morgenstern ist nicht der Seufzer eines Romantikers, der mit einer präziösen Untätigkeit und einer Gitarre am himmelblauen Bande durch die Natur streift, sondern das Lied eines bäuerlichen Geistes, der sich einen Moment auf sich besinnt, wenn der Körper eine kleine Ruhe fordert.

„Woher so früeh, wo ane scho,
Her Morgestern enanderno,
in diner glürrige Himmelstracht,
in diner gulbige Lodepracht,
mit dinen Auge chlor und blau
und sufer gwätschen im Morgenthau?
Hesh gmeint, de seich elleinig do?
Nei weger, nei, mer meihe (mähen) scho!
Mer meihe scho ne halbi Stund;
früeh usstoh isch de Gledere gsund,
es macht e frische, frohe Mueth,
und d' Suppe schmedt eim no so guet.
's git Lüt, sie dose frile no,
sie schonne schier mit use cho (kommen).
Der Mähder und der Morgestern
söhn jütl uf und wache gern,
und was me früeh um Bieri thuet,
das chunnt eim z' Nacht um Müni z' guet. . . .“

Kommt in solchen Gedichten die Sonne vor, so ist sie nicht eine arbeitslose Majestät, sondern ein schaffendes Bauernweib. Wie eine Bäuerin strahlt sie sich in der Frühe energisch die Haare,

„und wenn sie gwätsche und girelt isch,
chunnt sie mit der Strickete füre hinter de Berge. . . .“

Der Sommerabend wird bei Hebel zu einer Etappe im Prozeß der harten täglichen Bauernarbeit.

„O lueg doch, wie isch d' Sunne mäed,
lueg, wie sie d' Heimeth abzieht!
O lueg, wie Strahl um Strahl verglümmt,
und wie sie's Fajentli (Taschentuch) nimmt,
ne Wülkli, blau mit roth vermüsch!
und wie sie an der Stirne wäscht!
's isch woher, sie het au siebel Zit,
im Summer gar, der Weg isch wit,
und Arbet findt sie lieberall
in Hus und Feld, in Berg und Thal.
's will alles Liecht und Wärmli ha
und spricht sie um e Segen a.
Meng Blüemli het sie usstasfiet
und mit scharmante Farbe ziert,
und mengem Jummli z' trinke ge
und gleit: hesh gnuog und witt no me?
und 's Chäferli het hinteno
doch au si Tröpfli übercho. . . .“

Die Sonne hat die Samen gesprengt, die Kirschen gemalt, die Speise der Vögel abgebräunt. Sie hat auf der Bleiche geschafft und ohne Dank. Drum

„isch sie jecht so sölli mäed,
und bruucht zum Schlof te Obedsied.
Ke Wunder, wenn sie schnuust und schwiigt.
Lueg, wie sie dört use Vergli sikt! . . .“

Und damit ist es nicht getan. Die brave Sonne hat einen lieberlichen Mann, den Mond. Sie

„het ihr redli Huschrliz (Hauskreuz) au.
Sie lebt gwiss mitten Ma nit guet,
und chunnt sie heim, nimmt er si guet.
Und was i sag, jecht chunnt er bald,
Dört sikt er scho im Hofrewald. . . .“

Ist das Motiv der Arbeit nicht angesprochen, so erscheint bei Hebel doch überall ein bewegtes, kräftiges Leben. Goethe sagt,

Hebel habe das Universum auf geschmackvolle Art verbauert. Das Wort will da keinen schiefen Klang haben. Es besagt, daß Hebel keine verträumten Augen hatte. Bei ihm wird selbst das rein vegetative Leben eines Haferkörnleins kräftig-menschlich. Das Haferkörnlein in der „feuchtigen Wärme“ der Erde ist dem Säugling im Wickel verglichen. Die Parallele wird wunderhübsch durchgeführt, auch in den unfrohen Teile hinein.

„Uf de Berge schneit's und witer niede hurniglet's (hagelt's).
Schachelschuch, wie schnatteret jecht und briegget mi Chümli (Keimlein),
und der Boden isch zu und 's het gar chändige Nabrüg.
'Sch denn d' Sunne gstorbe, seit es, ah sie nit cho will?
Wäri doch bliebe,
woni gi bi, still und chlei im mehliche Chödrli . . .
Lueget Kinder, so goht's! Der werdet au no so sage,
wenn der use chümnet, und unter fremde Lüte
schaffe mäent und rebel, und Brod und Plunder verdiene:
'wäri i doch deheim beim Mütterli hinterem Ofel! . . .“

Die Wiese, das heimliche Flüglein wird zum Wiesentäler Maidchi; aus der „herrlichsten aller Frühlingsbeschreibungen“, wie Klaus Groth das kleine Epos mit Recht genannt hat, wird eine individuelle Mädchengeschichte von der Geburt bis dahin, wo der väterliche Dichter das Recht verliert, bis zur Vermählung mit dem Rhein. Und wieder setzt in neuen Gedichten das Motiv der Arbeit ein. Die Spinne wird zur bewußten Arbeiterin. Die Marktfrauen entwickeln ihre simple und gesunde Lebensweisheit, während sie die städtischen Gassen entlang wandern, um ihre Waren anzubieten.

„Jo weger, me meint, in der Stadt
seig alles sufer und glatt;
die Here sehn eim so lustig us,
und 's Chruz isch ebe durane
— Chromet (laufet) jungi Hahn! —
mengmol im präperste Hus . . .“

Es fehlt in der Poesie Hebels auch nicht an tragischen Momenten. Aber sie sind nicht wortreich vorgetragen, sondern mit einer bündigen Sachlichkeit, die echt bäuerlich ist. Im Karfunkel, dem Epos vom Spieleteufel, wird die tragische Wendung zweimal mit den knappsten Worten in wenigen Zeilen erledigt. Michel kommt vom Wirtshaus und findet das weinende Weib.

„Hälisch (heult du) au wieder? Du hesh 's nöti, falsche Canal!
Surchrut (Sauerkraut) hoch mer!' 's Chäferli seit: 's isch niene te Färl mel'
'Surchrut will i! Lueg, i dreih der 's Messer im Rib um!' . . .“

Und das tut er ohne Umstände. Man sieht, daß der Idylliker Hebel Töne findet, die an die stärksten dramatischen Wirkungen Gerhart Hauptmanns erinnern. Nach vollbrachter Tat empfindet Michel Reue. Der Teufel macht es mit der Seele, die ihm verfällt, ganz kurz.

„Wie de meinst! Di Wahl isch schlecht, i mueß der 's bitenne.
Seh, do hesh e Messer! I ha 's am Vlohemer Wert (Markt) gchauft.
Hau der d' Gurgel selber ab, se host's di hei Trinkgeld! . . .“

Und der Michel tut wortlos, was Bizli Buzli ihm vorschlägt.

Hierher gehört ein kleiner Zug aus der Korrespondenz Hebels mit Gustave Fecht. Der Dichter erzählt der Freundin einmal, er habe eine Gule, die bloß die beiden Fehler besitze, alles herabzuwerfen und immer „etwas anderes“ dafür hinzulegen. „Ich hatte auch einen Laubfrosch. . . . Aber wie einem immer das Alte verleidet, . . . so ging's auch hier. Am 28. Jänner, als dem Namensfest des Herrn Markgrafen, gab ich ihn der Gule zu fressen.“ Das ist der ganze Hebel mit aller seiner Loyalität, mit seinem Humor und mit der bäuerischen Sachlichkeit, die gar nicht auf den Gedanken kommt, daß es Dichter gibt, die bei solchen Ereignissen sentimental werden und überhaupt keinen Käfer zertreten können. Hebel war kein dichtender Sommerfrischler, der einmal eine empfindsame Reise aufs Land macht, sondern einfach ein Bauer.

Dr. Wilhelm Hausenstein.

Deutsche Kulturgeschichte im Lichte unserer Fremd- und Lehnwörter.

Von E. Soerle.

Die Kultur eines Volkes wird nur dann weit und tief wirken und sich höher entwickeln können, wenn sie in lebendigem Zusammenhang mit anderen Kulturen steht, wenn ihre Träger regen Verkehr mit fremden Völkern unterhalten, mit Völkern, die unter anderen Naturbedingungen und Produktionsverhältnissen leben und

einen anderen geschichtlichen Werdegang hinter sich haben. Ein Volk, dessen Entwicklung dahin drängt, sich fremden Kultureinflüssen zu verschließen, versumpft oder versteinert. Davon gibt in der alten Geschichte Ägypten Zeugnis und in der Neuzeit innerhalb gewisser Grenzen China.

Werfen wir einen Blick auf die Unmenge ausländischer Waren, Bodenerzeugnisse, Industrieerzeugnisse, auf die zahllosen fremden Erfindungen, wissenschaftlichen und künstlerischen Werke usw., von denen wir hören, die wir täglich sehen, im Beruf oder zu Hause in die Hand nehmen und benützen. Er muß uns überzeugen, daß die fremden Elemente aus unserer heutigen Kultur nicht wegzudenken sind, daß sie einen wesentlichen Bestandteil dieser bilden.

Allein unsere Kultur birgt auch eine Menge Bestandteile, die wir nicht so leicht als ausländische erkennen, weil sie zum Teil schon vor vielen Jahrhunderten in unser Volksleben eingedrungen sind. Wir denken nicht daran, daß die Kunst des Straßenbaus über die Alpen zu uns gebracht wurde, daß es ein fremder Mönch war, der den ersten Kohl in unserem Land baute. Erst die Geschichtswissenschaft gibt uns darüber Aufschluß. Aber auch diese Wissenschaft, die in erster Linie von geschriebenen Überlieferungen abhängig ist, läßt uns im Stiche für Zeitabschnitte, in denen es noch keine Schrift gab, und bei vielen Einzelheiten und Vorgängen, die nicht aufgezeichnet wurden. In solchen Fällen nimmt der Forscher seine Zuflucht zu Hilfswissenschaften, insbesondere auch zur Untersuchung der Sprache. Die Sprache ist ein Spiegel der Kulturgeschichte. Sie spiegelt noch jetzt Zusammenhänge und Veränderungen wider, die zu früheren Zeiten eintraten, so daß wir an ihrer Hand auch das Eindringen fremder Kulturelemente in das Leben eines Volkes erkennen können. Die Bodenerträge, die gewerblichen Erzeugnisse und Fertigkeiten, die Künste und Wissenschaften, Sitten und Gewohnheiten, die von fremden Völkern eingeführt werden, bringen ihre Namen und Bezeichnungen mit, und diese verraten dann durch ihren fremdsprachlichen Laut noch zu späteren Zeiten die ausländische Herkunft der Dinge, die sie bezeichnen, auch wenn diese längst im neuen Boden heimisch geworden sein mögen.

So ist auch die deutsche Sprache zu allen Zeiten durch Kulturaustausch mit anderen Völkern bereichert worden und hat Fremdwörter aufgenommen. Viele solcher Wörter haben sich im Laufe der Zeit den rein deutschen Wörtern angenähert, sind den Laut- und Schreibweise unserer Sprache unterworfen worden, wie zum Beispiel die Wörter Dame, Kamin, Koffer und andere. Solche Wörter nennt man Lehnwörter. Sie gelten allgemein als gut deutsche, sind aber nichts anderes als Verleinerungen fremder Wörter. Zu einer Zeit, da die Schrift, die die Wörter in ihrem ursprünglichen Laut zu erhalten vermag, der großen Masse des Volkes noch nicht geläufig war, wurden fremde Wörter einfach so ausgesprochen, wie es am leichtesten ging. Wem würde es einfallen, hinter dem Worte Pferd das lateinische *paraveredus* zu suchen.

In vorgeschichtlicher Zeit sind die Germanen, die Vorfahren der heutigen Deutschen, Niederländer, Engländer, Schweden, Norweger und Dänen, in Berührung mit fremden Völkern getreten, und zwar sowohl auf dem friedlichen Wege des Tauschhandels als auch als kriegerische Eroberer. In der finnischen Sprache finden sich eine Menge germanischer Bestandteile. Da sich alle lebenden Sprachen, also auch die deutsche, im Laufe der Zeit stark verändern, die finnischen Lehnwörter aber aus Formen zurückgehen, die in keiner schriftlichen Quelle der deutschen Sprache vorkommen, so kann man die Zeit ihrer Aufnahme annähernd feststellen; sie muß stattgefunden haben, noch ehe germanische Völker schriftliche Denkmäler hinterlassen konnten. Die germanischen Sprachen haben andererseits keinerlei finnische Bestandteile aufgenommen, wohl ein Beweis dafür, daß die Germanen den Finnen gegenüber die Träger einer höheren, wenn auch noch so einfachen Kultur waren. Die Germanen hingegen, die während der Völkerwanderung Frankreich, Spanien und Italien eroberten, haben überall Sitten und Sprache der unterworfenen Völker angenommen, weil diese eine höhere Kultur besaßen. Die unterworfenen Romanen aber nahmen verhältnismäßig nur wenige germanische Wörter in ihren Sprachschatz auf.

Als germanische Stämme vor Beginn unserer Zeitrechnung, zum Teil von der Ostsee kommend, im heutigen Deutschland sich ausbreiteten, trafen sie auf keltische Stämme. Diese besaßen schon eine höhere, feßhaftere Kultur als die Germanen. Sie wohnten in Dörfern und Städten, trieben Ackerbau und unterhielten Tauschhandel mit fremden Kaufleuten und kannten Privateigentum. Eine Reihe Flüsse, Bach- und Ortsnamen erzählen heute noch von den Siedlungen keltischer Stämme in Deutschland. Namen wie Rhein, Main, Donau, Saar, Vogesen, Mainz, Worms gehen auf keltische Bezeichnungen zurück. Das noch heute gebräuchliche Wort „welsch“, dessen Stamm auch in „Wahnus“ vorkommt, leitet sich her von dem kel-

tischen Stamm der Volcae, der den vordringenden Germanen zunächst wohnte. Sein Name wurde die allgemeine Bezeichnung für alles Ausländische und Unverständliche. Wahrscheinlich keltischen Ursprungs sind auch die Wörter reich (ursprünglich = mächtig) Pferd, Habicht, Falke.

Nachdem die Germanen bis Rhein und Donau vorgedrungen waren, wurden sie die Nachbarn des römischen Weltreichs, eine kampfs- und raublustige Nachbarschaft, die nur durch Heeresgewalt im Zaume zu halten war. Trotzdem fand der römische Kaufmann den Weg zu den rauhen, in Tierfellen gekleideten Barbaren und tauschte für Waffen aus Stahl, Schmuck aus Glas und Gold, Kleider, Wein und anderes mehr Felle, Leder, Rinder und Sklaven ein. Junge Germanen fanden Gefallen daran, als Söldner die römischen Schlachten zu schlagen, ganze Völkerstämme, die sich ihrer Feinde nicht länger erwehren konnten, siedelten sich auf römischem Boden an. Mit den Gegenständen römischer Kultur wurden auch die römischen Ausdrücke übernommen.

Besonders auf drei Gebieten waren die Germanen die Schüler der Römer, im Straßenbau und im Hausbau, namentlich soweit dieser Steinbau war, im Garten- und Feldbau und in der Kochkunst. Hier sind fast alle Bezeichnungen uralte lateinische Lehnwörter, ein Beweis, daß die Germanen vor der Berührung mit den Römern in diesen Künsten nicht weit vorgeschritten waren. So sind zum Beispiel lateinischen Ursprungs Wörter wie Kalk, Pflaster, Straße, Platz, Mauer, Pforte, Keller, Turm, Ziegel, Schindel, Fenster, Pfähle, Längchen. Lehnwörter aus dem Gebiet der Bodenkultur sind Birne, Kürbis, Kohl, Lilie, Rose, Rettich, Karbel, Rübe, Wein, Most, kelteren, pflöpfen, impfen (ursprünglich = pflöpfen). Das Wort Pflug ist nicht ein lateinisches, sondern ein slawisches Lehnwort. Die Wörter Küche, kochen sind lateinischen Ursprungs, ebenso Käse, Öl, Pfeffer, Semmel, Senf, Becher, Kopf (ursprünglich = Trinkschale), Schüssel, Kiste. Allerdings gingen auch manche altdeutschen Wörter einfach verloren zugunsten des eindringenden Fremdwortes, so sagen wir Butter statt Schmer oder Anke, Tisch statt Tiut, Fenster statt Windauge.

Ganz besonders stark wurde die Aufnahme römischer Kultur und römischer Sprachelemente, als die deutschen Stämme zum Christentum übertraten. Waren doch die Bischöfe und Mönche vor allem die Pioniere einer höheren Kultur, sie waren keineswegs nur Prediger des Wortes, sondern vorbildliche Ackerbauer, Viehzüchter und Banleute. Ferner entstanden auf dem gewerblichen und landwirtschaftlichen Erzeugnisse reich tragenden Boden der Kirchen und Klöster, durch die religiösen Feiern, zu denen eine Masse Volkes zusammenströmte, die ersten großen Märkte in Deutschland. Die Ausdrücke des einfachen Handels, die Geld-, Maß- und Gewichtsbezeichnungen kamen zum Teil mit der Kirche, zum Teil mit den lombardischen und jüdischen Kaufleuten ins Land, sie sind daher spät lateinischen Ursprungs, so zum Beispiel Markt, Münze, Pfund, Zoll.

Vom Militärwesen der Römer übernahmen die Germanen nur wenige Wörter, wie Kampf, Pfeil, aus dem politischen Leben Kaiser, Krone, ein Zeichen, daß sie für das Kriegswesen genug eigene Bezeichnungen hatten, die politischen Zustände des römischen Weltreichs aber nicht ohne weiteres übertragbar waren. Ebenso wenig übernahmen sie oder ihre Frauen die römische Kleidertracht, was schon die geringe Anzahl derartiger Lehnwörter aus dem Lateinischen beweist. Dagegen hatten die Germanen noch keine Schrift. Die sogenannten Runen sind in Holz oder Stein eingeritzte Zeichen, die nicht gelesen, sondern von Eingeweihten gedeutet wurden. Das eigentliche deutsche Wort für schreiben wäre demnach „rihen“, was sich noch heute in Wörtern wie Umriß, Aufriß, Reißbrett erhalten hat. Das Wort „schreiben“ kommt vom Lateinischen *scribere*, Brief vom Lateinischen *breve*, Siegel von *sigillum*. Auch das Wort „dichten“ stammt vom Lateinischen *dictare*, was laut her sagen bedeutet. Gedichte wurden in ältester Zeit vom Dichter nicht aufgeschrieben, sondern vorgelesen. Es ist selbstverständlich, daß fast alle Wörter, die dem religiösen und kirchlichen Leben angehören, lateinischen Ursprungs sind, soweit sie nicht durch künstliche Neuschöpfungen ersetzt wurden. Der lateinischen Kirchensprache entstammend sind zum Beispiel Kloster, Münster, Altar, Kanzel, Krug, Oblat, Orgel, Abt, Küster, Mönch, Nonne, Probst, Messe, Feiern, Fest, Segen, Almosen, Opfer, Predigt, Engel, Märtyrer, Pein, Plage, Pech, verdammten. Andere kirchlichen Lehnwörter sind aus dem Griechischen übernommen. Das ostgermanische Volk der Goten war nämlich während der Völkerwanderung nach der Balkanhalbinsel gekommen und hatte um die Mitte des vierten Jahrhunderts das Christentum angenommen, natürlich mit einer Menge griechischer Ausdrücke. Von ihnen gelangten manche griechischen Lehnwörter in unsere Sprache, so Kirche, Pfingsten, Teufel, Pfaffe. Die Kirche brachte den Deutschen neben dem Christentum auch die Gelehrsam-

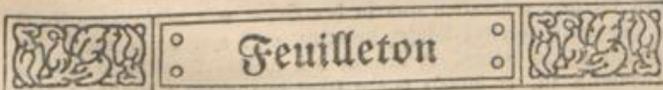
Zeit. An den Kloster- und Domschulen wurde alles gelehrt, was zum Wissen der damaligen Zeit gehörte. Das Wort Schule ist ein lateinisches Lehnwort. Eine Menge Fremdwörter, die in den Übersetzungen und gelehrten Schriften jener Zeit vorkommen, sind jedoch niemals ins Volk gedrungen. Im zehnten Jahrhundert brachte die Weltpolitik der sächsischen Kaiser Deutschland in Beziehungen nicht nur zu Italien, sondern auch zum griechischen Kaiserhof in Konstantinopel. Allerlei byzantinische (Byzanz = Konstantinopel) Kleidermoden, Sitten, Geräte und Kunstformen fanden damals den Weg nach Deutschland, unter anderem auch das Wort Papst.

Damit war die erste große Periode der Sprachbereicherung aus dem christlich-römisch-griechischen Wortschatz beendet; die zweite bedeutende Periode ist das Zeitalter der Kreuzzüge. Ritterheere aller Zungen und Völker des Abendlandes zogen nach Italien, Konstantinopel, Palästina; mit den Rittern ihre Knechte, und hinter den Heeren her zogen Priester und Mönche, Kaufleute und Marktentender, Spielleute und Gaukler. Frankreich stand damals an der Spitze ritterlicher Kultur; Waffenfertigkeit und Frauenverherrlichung, höfische Zucht und feiner Anstand, Sang und Sage wurden dort gepflegt. Der deutsche Ritter erschien bäuerlich und plump neben seinen glänzenden westlichen Nachbarn. Mit Eifer ahmte er daher französisches Leben, französische Mode und französische Poesie nach. Ein Strom französischer Wörter ergoß sich nach Deutschland. In den Gesängen deutscher Dichter jener Zeit finden wir ganze französische Verse. Wörter wie Turnier, Jagd, Spiel, Tanz, Musik, Abenteuer, Harnisch, Banner, Plan fanden im Zeitalter der Kreuzzüge ihren Weg in die deutsche Sprache. Französischer Wortbildung nachgeformt sind Worte wie halbieren, marschieren, mancherlei, vielerlei, Partei, Jägererei. (Schluß folgt.)

o o o

Die Mutter als Erzieherin.

Mißbrauche in Konflikten nicht deine Macht! In Konflikten? So fragst du erstaunt, zu einem Konflikt gehören doch stets zwei gleichberechtigte Mächte; mit meinem Kinde kann ich daher nicht in Konflikt kommen. Aber ich gebe dir nicht recht. Dein Kind ist nicht dein Untergebener, den du durch deine Übermacht zur blinden Unterwerfung zwingen darfst. Wenn dein Kind widerstrebt oder widerspricht, so breche seinen Widerstand nicht kurzerhand mit Hilfe deiner Übermacht. Frage dich lieber ernstlich, ob du auch im Rechte bist; suche in die Gedanken- und Gefühlswelt deines Kindes einzudringen; versee dich in seine Lage und stelle dir vor, wie du in solchem Falle gehandelt hättest. Ist dein Kind im Unrecht, so versuche ihm sein Unrecht zum Bewußtsein zu bringen. Gelingt dir dies nicht, so überlege noch recht vorsichtig, ob es nicht besser ist, daß du den Streitfall ruhen läßt oder ihn vertagst. Mußt du aber in ernstlichen Fällen deine Macht zur Geltung bringen, weise auf andere Weise der Konflikt nicht zu beseitigen ist, so gehe milde und wohlwollend in der Form vor, wenn auch streng in der Sache. Vermeide ängstlich, daß dein Kind aus deinem Verhalten, wohl gar aus deiner spöttischen oder schadenfrohen Miene oder aus der graufamen Schroffheit deines Vorgehens den erbitternden Schluß ziehen kann, daß es dir nur auf die Ausnützung deiner Übermacht ankommt, daß du nur darum Recht behältst, weil du die Macht hast. h. sch.



Hafis verlegt das Paradies.*

„O Hafis, wag' es niemals, an die Pforte
Des Paradieses anzuklopfen. Niemals
Läßt man dich ein. Du sündigst zu viel.“

„Du bist nicht würdig' in die hehren Räume
Der letzten Wonne einzutreten. Ewig,
Mit sieben Siegeln, bleibt das Tor dir zu.“

* Hafis. Deutsch nachgedichtet von H. Verhag, Inselverlag. Der große persische Dichter Hafis, mit eigentlichem Namen Schems ed-din Mohammed, lebte im vierzehnten Jahrhundert zu Schiras. Er soll Bäderlehrer gewesen sein, studierte Theologie und Rechtskunde und lebte als Dervisch in freiwilliger Armut. Er lag in stetem Kampfe mit der Geistlichkeit, die ihm wegen seiner „freivolken“ Lieder das Ehrenbegräbnis verweigern wollte. „Noch heute singen die Kamel- und Maultierreiber seine Strophen, auch aus den Schenkeln klingen sie!“

Mir recht! Ich werde meine liebe Laute
Vor der geschlossnen Tür erklingen lassen, —
So lock' ich alle Hüris mir hervor!

Sie werden meinem Liede lachend folgen,
Ich werde sie zur Erde niederleiten,
Wo Wein winkt und das Lied der Nachtigall.

Und keine bleibt zurück, sie kommen alle,
Beseligt und berauscht, und so verleg' ich
Den Garten Eden auf die liebe Erde.

Leer und verödet wird der alle Himmel
Herniederschaun, und Langeweile wird ihn
Erfüllen, — doch bei uns ist Seligkeit.

o o o

Der Ruli.*

Von Johannes W. Jensen.

Er hieß so etwas wie ein Käuspern, ein Niesen und ein Spucken, und war Ridschawkuli, Droschkenpferd in Singapur.

Die Personenbeförderung geschieht in dieser Stadt wie überall im Osten durch Ridschaw, leichte zweirädrige Wagen, zwischen deren Leichtseltangen ein Chinese läuft. Es soll über zehntausend solcher Beförderungsmittel in Singapur geben. Der Ridschawkuli steht auf einer tiefen Stufe, nicht viel höher als ein Hufier, dessen Amt er übernommen hat; viele von ihnen haben kaum sprechen gelernt, sondern behelfen sich in ihrem Beruf mit leichtfertigen Gebärden, kennen den Unterschied zwischen rechts und links, wenigstens wenn man mit einem Stocke nachhilft; sie lassen sich durch Zurufe in Gang setzen und anhalten und haben im übrigen keine Verwendung für Geistesgaben. Und doch sagt man, daß die meisten der steinreichen chinesischen Kaufleute in Singapur ursprünglich als stumme Zugtiere begonnen haben.

Der Weg ist so: man mietet einen Ridschaw, nachdem man durch den ungeheuren Bevölkerungsdruck daheim in China aus dem Lande herausgedrängt wurde, mit einer Dunte nach Süden ausgewandert und in Singapur an Land gegangen ist. Und wenn man einige Monate mit dem Fahrzeug gelaufen ist, erwirbt man es und läuft weiter, bis man ein zweites erwerben kann, das man einem anderen Anfänger vermietaet, und so immer weiter, bis man schließlich Fuhrwerksbesitzer ist, Kapitalist, Wucherer, Besitzer eines Spielhauses und einer Opiumkneipe, Schiffbroder und Millionär, worauf man entweder wie ein frommer Sohn des Himmels nach China, dem Lande der Gräber, zurückkehrt, oder ein Abtrünniger bleibt, der mit amerikanischen Stiefeln an den Füßen und mit einem runden, englischen Filzhut auf dem bezopften Haupt in einer Equipage mit australischem Vollblutgespann fährt, und sich vorsichtig an der Schnur auf der Rennbahn vorbeidrückt, außerhalb derselben, während die weißgeleideten, kaltblütigen Engländer sich auf dem Rasen ergehen und kaum zu wissen scheinen, daß der gelbe Millionenfürst verliebt und haßerfüllt zu ihnen hineinstarrt und nie verzeiht, nie vergißt, daß diese Weißen, auf die er tief herabsieht, ihn niemals als ihresgleichen betrachten wollen ... das ist der Weg.

Hoang Tchin Fo hatte ihn auch einst vor sich gesehen, ja, vor zwanzig Singapur Sommern, was so viel wie eine Ewigkeit bedeutet. Aber es war beim Weg geblieben, nichts anderes als der Weg, bis Hoang Tchin Fo sich selbst und sein Ziel vergessen hatte, bis er das älteste Geschöpf der Welt, und laufend ein altes Skelett geworden war, das kleine Schritte machte, aber doch lief, wie eine steifbeinige Währe, die über den Boden jammert. Ach, er hatte getracht, ja, er hatte gelaufen, gelaufen, gelaufen, tausend Jahre lang, bis seine nackten Füße dieselbe Färbung bekommen hatten wie der ockergelbe Staub auf den Wegen in Singapur, und er trachtete noch immer und hatte es noch nicht einmal soweit gebracht, den zerlumpten Ridschaw selbst zu besitzen, in dem er die Fremdensteufel mit den steinharten, blauen Augen zog, bald vom „offis“ zu „shaw-shaw“, was Essen und also Hotel bedeutet, bald durch die Malay Street und bald nach Bukit Lima, einen Weg von sechs Stunden unter der Tropensonne in dreißig Grad feuchter Wärme, bis er wie aus dem Wasser gezogen war und das Leidentuch von Schweiß triefte, bald nach den Wasserwerken und bald nach dem Botanischen Garten, Trablauf Lanan und Firi ... und außerdem mußte er noch bei jeder zweiten Tour

* Aus „Exotische Novellen“ von Johannes W. Jensen. S. Fischer, Verlag, Berlin.

Ströme von künstlichen Tränen vergießen, um seine Bezahlung, fünf oder zehn mexikanische Cents, von dem bleichen Satan von einem Reisenden, den er umhergeschleppt hatte, zu bekommen; oder er mußte sich durch Flucht retten, wenn die weiße Gottheit ihn bei Betrügerei ertappt hatte und das spanische Nohr über seine nackten Schulterblätter schwang. . . . Ach ja, und das schlimmste war, daß er sich wegen jeder Tour, die er überhaupt bekam, wie ein Ertrinkender mit seinesgleichen, den anderen Kulis, herumzuschlagen mußte, die immer zahlreicher und immer jünger wurden, neue Zufuhr aus China, lauter junge Athleten, deren Sprache er kaum verstand, und die ihm immer zuvorkamen und ihm den Raub vor der Nase wegnahmen. . . . denn er war ja alt, freilich, er hatte sich durch seine Jugend und seine kräftigen Jahre hindurchgelaufen und tratie jetzt düster vor sich hin; ja ja, Hoang Tchin Fo war alt geworden. Hatte er nicht während der letzten Zeit, hatte er nicht schon lange in den unbarmherzigen Augen der weißen Männer gelesen, daß er überflüssig sei; sie glitten über ihn hinweg und suchten in dem Haufen der herbeistürmenden Kulis nach dem Stärksten, nach den besten Weinkleulen. . . . ihn sahen sie nie mehr; und wenn sie seiner ansichtig wurden, stießen sie sich an der offenen grünen Wunde, die er längs des Schienbeines hatte, und wählten einen anderen, wogegen sich nichts sagen ließ, obgleich die Wunde ihn nicht am Ginken hinderte. . . . Hoang Tchin Fo sieht ganze Tage lang auf seinen Wagenstangen und wartet unter den Akazienbäumen vor den Hotels, er streift durch die Straßen, zieht am Hasen auf und nieder, durchstöbert die Insel meilenweit und findet keinen Passagier, kehrt in die Stadt zurück, fährt längs der Fußsteige und sieht den Leuten in die Augen und ruft alle Welt an. . . . Sa. . . . Sa. . . . und häufiger und häufiger kommt es vor, daß sich erst gegen Abend die Rettung einfindet in Gestalt zweier Gelben, wie er selbst, die sich damit brüsten, zu zweien in einem Nickschaw zu fahren, und die die Taxe kennen, verlaß dich darauf, die aber Trablauf verlangen, und die sich oft nach einer Stunde Fahrt mit dem Zugtier in einer dunklen Allee durch Fußtritte abfinden, ohne einen Cent zu bezahlen. Ach ja, Leute, die selbst Kulis gewesen sind, ach ja. . . . Hoang Tchin Fo aber, der Heimatlose, schläft in dieser Nacht unter der Wachdecke auf seinem Nickschaw, ohne sich durch das Pfund gekochten Reis gesättigt zu haben, das das einzige Bedürfnis des alten Mannes ist. . . . ja ist es um ihn bestellt.

Und doch hofft er, doch träumt er noch davon, sich selbst einst auf einen Nickschaw zu setzen und den schweißtriefenden Rücken des Kulis, der zwischen den Stangen läuft, zu betrachten. . . . und ihm Fußtritte zu versehen, und ihn wegen der Bezahlung zu prellen; dieser Traum hält ihn aufrecht.

Sein Leben ist nicht ganz ohne Freuden. Das Schicksal ist ihm hin und wieder einmal günstig. Wie zum Beispiel heute, wo er so viel Glück gehabt hat, daß er dessen Süßigkeit noch immer fühlt. Hoang Tchin Fo sieht vor dem Hotel de l'Europe und wartet, daß die Weißen aus dem Tiff in kommen, und ihm ist gleichsam etwas froher und hoffnungsvoller zumute. Er sieht und raucht, hat ein paar Schillinge verdient und gönnt sich eine Stärkung. Er hat die Messingpfeife hervorgezogen und verbreitet einen Gestank wie von gebranntem Leim um sich herum; es ist eine scharfe Mischung, die er raucht, halb „Tabak“ und halb Harz, und während er sich daran labt, durchlebt er sein Glück noch einmal in Gedanken. Ja, es war vormittags unten am Hasen gewesen, als die Passagiere eines neuangekommenen Dampfers an Land gingen — nicht, daß er sich eine Fuhre sicherte, nein, er bekam keine, aber er hatte das Glück, Ling Chang seine eine spitze Wagenstange zwischen die Rippen zu rennen und den hübschen Burschen ziemlich übel zuzurichten. Es war bei dem gewöhnlichen Andrang der Kulis gewesen, die sich bemühten, einen Bissen zu bekommen, und in diesem Gedränge war es Hoang Tchin Fo gelungen, Ling Chang zu treffen. Und er selbst war unbeschadet davongekommen, denn Ling Chang fiel ja gleich in Ohnmacht — er hatte den Stoß in die Herzgrube bekommen, mit Vorbedacht —, und was kümmerle es die anderen. Ach, es war herrlich gewesen. Hoang Tchin Fo stopfte die Pfeife wieder und tat mit Wohlbehagen die zwei, drei Züge, die der winzig kleine Pfeifenkopf enthielt. Es roch wie der Rauch eines verbrannten Viehbestandes, sehr süß und kräftig. Hoffentlich hatte Ling Chang sich noch nicht davon erholt; er litt gewiß fürchterlich, denn es tut furchtbar weh, das spitze Ende einer Wagenstange in die Herzgrube zu bekommen; man kann daran sterben, und das geschieht einem recht.

Ling Chang war ein junger, bernsteinfarbiger Kletterer, frisch aus China eingetroffen, der Hoang Tchin Fo mehr als sonst plagte. Die Weißen entdeckten diesen Kuli gleich, der wie ein asiatischer Gott in Safran getaucht aussah, und der nicht vor dem Nickschaw

ließ, sondern in schwebenden Sprüngen dahineilte wie ein Hirsch im Frühjahr; die Räder des Nickschaws drehten sich hinter ihm in den Staubwolken wie zwei Sonnen. Er war ein Läufer, der einen anderen, der hinter ihm kam, zum Heulen bringen konnte. Wenn eine Gesellschaft von Weißen mehrere Wagen nahm und in der Reihe fuhr, sah Ling Chang nicht zurück; wollten sie mit, dann bitte keine Müdigkeit vorgeschützt! Der Schweinehund wartete auf niemanden. Und er war überall, allerwärts tauchte er mit seinem funkelnden Nickschaw auf, den er selbst besaß und deshalb rein hielt; überall nahm er den anderen den ersten Platz fort, oder die Fremdentempel erspähten ihn weit hinten und konnten scheinbar keinen anderen als ihn sehen. Er bekam die Fuhre, immer lächelnd und seine dicke Flechte wie eine Krone von Ebenholz reinlich auf dem frischrasierten Kopfe aufgesteckt, immer sauber gewaschen und mit einem Dufte von Blumentee aus dem Munde, immer mit ruhigen Lungen, denn der Atem schien ja in diesem Goldkörper nie zu versagen. . . . Ah, bis er heute vormittag einer Wagenstange zum Opfer fiel, die aus Neugierde die Bekanntheit seiner Eingeweide zu machen wünschte. Tzip! Der Stoß ermattete ihn, der gab ihm glücklicherweise einen Vorgeschmack davon, was es heißt, Blei in den Fußsohlen zu spüren, wie jemand, der alt war, wie Hoang Tchin Fo, der immer schwerer lief, je mehr er abmagerte, der aber auch einst in seinen jungen Tagen, als er von China kam, ein Läufer mit einem privilegierten Vorsprung gewesen war.

Hoang Tchin Fo strich sich über seinen nackten Brustkasten, der sich seinen knöchigen Fingern wie ein zusammengefallenes Staket darbot; es war eine eigenartige Musik, die er durch diese Berührung hervorlockte, ein summer Knochenakkord, der seine Seele häßlich stimmte; er betrachtete seine Beine, die die Zeit, die Knechtschaft und die Tropen geplündert hatten, so daß er sie kaum erkennen konnte; er bewegte seine Beine, die wie zerfressen vom Wege waren. . . . ja, noch war er es, aber wie lange würde es dauern?

Jetzt begannen die Fremden aus dem Hotel zu kommen, bis an den Hals vollgestopft mit Essen und kohlenfauren Getränken, die ihnen aus der Nase dampften. Einige blieben auf der Terrasse stehen und besahen die spanischen Nohrstöcke mit Silberknöpfen, die ein Armenier feilbot, andere kamen mit süßlichem Verweilen auf jeder Stufe die Treppe hinab und blickten mit ihren Gläsern in den Schatten des tiefen Tropenhelmes vor sich hin. . . . Sa. . . . Sa. . . . endlich war die Chance da, auf die Hoang Tchin Fo so lange gewartet hatte, bis ihm alle anderen Gelegenheiten entgangen waren; er fuhr sieberhaft bei der Treppe vor, lehrte die Wachstuchseite des Wagenliffens nach außen und strich einladend mit seinem alten, widerlichen Schweißlappen darüber hin; sehen Sie, nicht eine Staubsfaser, mein Lieber, und Hoang Tchin Fo strahlte übers ganze Gesicht, trat feurig von einem seiner steifen Unterschenkeln auf den anderen, wie ein Ross, das die Erde schraubt und nach Galopp verlangt. . . . diese Tour war ihm ja sicher, hatte er doch drei Stunden vor dem Hotel gefessen, nur um der allererste in der Reihe der Nickschaws zu sein. . . . Sa. . . . Sa. . . .

Aber nein, da geschah das Verzweifelte, daß kein einziger der Fremdentempel ihn haben wollte. Er war der erste, ohne Zweifel, er hatte ein Anrecht auf eine Tour, wenn sie aber dem alten, häßlichen Gerippe abwinkten und in der Schar von wiedernden Kulis auf hübschere, stärkere Läufer deuteten, was war da zu tun? Fo versuchte es im guten, er lächelte den weißen Teufeln so süß, so sternemild zu, er öffnete seinen Kopf wie einen Klumpen Knallgummi und ließ einige verfaulte Jahnstummel sehen, er kniff die Augen ganz klein zusammen und bewegte die Ohren vor hündischer Unterwürfigkeit auf und nieder, er kroch förmlich auf der Erde und flüsterte, flüsterte wie in tiefer Geheimnistuerei. . . . Sa. . . . Sa. . . . aber nein, sie hatten keine Verwendung für ihn, sie gingen an ihm vorbei, und der eine Nickschaw nach dem anderen wurde hinter ihm vorbeigezogen und fuhr ab. Fo machte einen einzigen übelgesümmten Versuch, einem Weißen seine Wagenstangen vor die Beine zu schieben, um ihn am Weitergehen zu hindern, aber da wollte seine weißgekleidete Majestät kaum seinen Augen trauen, und es flimmerte durch die lotrechte Sonne wie von spanischem Nohr, so daß Hoang Tchin Fo zitternd vor Angst und mit krummen Knien den Platz räumte, während der leere Nickschaw hinter ihm herrasselte. Es war vorbei. (Fortsetzung folgt.)